

Prof. Dr. Uwe Becker, Evangelische Hochschule Rheinland-Westfalen-Lippe
becker@evh-bochum.de

Der Mensch im Mittelpunkt?

Die Berufspraxis der Sozialen Arbeit in den Wohlfahrtsverbänden

28. November 2018

Liebe Kommilitoninnen, liebe Kommilitonen,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
liebe Gäste aus der Praxis von nah und etwas ferner,

1. Der Mensch im Mittelpunkt?

Der Mensch im Mittelpunkt. Das erste Mal, dass mir dieser Slogan werbeträchtig ins Auge fiel war Ende der 90er Jahre in meiner Gemeinde Wichlinghausen in Wuppertal. Wir hatten im Zuge der Pflegereform Umstrukturierungsmaßnahmen beschlossen. Die drei Altenheime der Gemeinde aus der Körperschaft öffentlichen Rechts in eine Altenhilfe gGmbH überführt, also in eine freigemeinnützige Einrichtung, die auf deutlich professionellere Weise dem Paradigmenwechsel in der Pflege gerecht werden konnte: Weg vom Selbstkostendeckungsprinzip hin zu einem pflegesatzfinanzierten System, das sehr engmaschig über Tagessatzberechnung den Soll- und Ist-Vergleich erfassen konnte, eine kalkulatorische Umstellung, die jedes Mitglied des alten gemeindlichen Altenheimausschusses völlig überfordert hätte.

Als ich nun diesen Slogan als Werbespot kurz nach der Überführung der Heime in die gGmbH zur Kenntnis nahm, er war neben dem Leitbild groß am Eingang postiert, war ich aus gutem Grund intuitiv unangenehm berührt. Nun möchte ich mit Ihnen heute keine historische Vergangenheitsreise zu meinen Intuitionen machen, sondern mein damaliges Unbehagen heute mit Ihnen in einige profananalytische Gedanken überführen.

Zunächst einmal: Der Satz ist in seiner Banalität nicht zu überbieten. Was, so muss man wohl fragen, soll denn ansonsten in einem Betrieb personennaher Dienstleitung mit Menschen, zumal mit einer Personalkostenhöhe von deutlich über 80 Prozent im Gesamtbudget, anders im Mittelpunkt stehen als die Gattung Mensch, die sowohl Einnahme- als auch Ausgabefaktor ist? Man stelle sich Alternativen vor: Im Mittelpunkt das gute Essen, der Satz würde eher durch Originalität überzeugen, vielleicht für manche tatsächlich die Entscheidung nahe legen, dieses Heim zu wählen, aber er wäre wegen seiner auf das rein Kulinarische setzenden Priorität etwas verwegen. Sachlich richtiger wäre: Die finanzielle Auskömmlichkeit – bei uns im Mittelpunkt, der Satz wäre systemlogisch richtig, aber entlarvend ehrlich, denn die Auslastung von über 90 Prozent ist für das Überleben einer stationären Einrichtung unverzichtbar. Insofern wäre es ein Kompromiss, den Slogan einzuführen: Bei uns steht das Überleben im Mittelpunkt, also der Einrichtung wie der Bewohner, wobei letzteres aufgrund der hohen und für das Pflegepersonal erheblich belastenden Mortalitätsrate bzw. der kurzen Verweildauer der Bewohnerinnen und Bewohner ein unhaltbares Versprechen wäre.

Der Hintergrund für diese Kultur der Slogans und Vermarktungsstrategien ist der mit der Pflegereform damals eingetretene Verlust der sogenannten „bedingten Vorrangstellung der Träger der Freien Wohlfahrtspflege“ zugunsten der Wettbewerbsöffnung für sogenannte gewerbliche Anbieter mit

Gewinnerzielungsabsicht. In Niedersachsen beispielsweise hat die Freie Wohlfahrtspflege inzwischen 60 Prozent des ambulanten Pflegemarktes an gewerbliche Anbieter verloren.

Die Diakonie, aber auch die Caritas sind spätestens seit dieser Entwicklung, aber ergänzt um weitere Aspekte, wie etwa der Einführung von DRG's, also Fallpauschalen in den Krankenhäusern, der Vergabepaxis im Rechtskreis des SHB II bei den Beschäftigungs- und Qualifizierungsträgern, aber auch durch Ambulantisierungsprozesse etwa in der Erziehungshilfe und der Eingliederungshilfe, in denen jeweils um die Kontingente der Fachleistungstunden mit den Kostenträgern mühsam verhandelt wird, vor die Frage gestellt, ob sie nicht dem Mammon der Ökonomisierung des Sozialen fatal ausgeliefert sind und ihr eigentliches, kirchlich-christliches Profil verlieren.

2. Normative Wachtürme

Die Frage gilt dem sogenannten Proprium, dem Besonderen und der erkennbaren Eigentümlichen der christlichen Liebestätigkeit im Gewand der Diakonie oder auch der Caritas. Die Schweizer Theologen Heinz Rügger und Christoph Sigrist kritisieren in ihrem Buch „Diakonie - eine Einführung“ im Grundsatz diese Propriumsdiskussion (vgl. Rügger/Sigrist 2011). Dass es wie von Christopher Frey gefordert „einen ‚diakonischen Mehrwert‘ im Geschehen von ‚Zuspruch und Anrede‘ sowie der darin sich zeigenden Anerkennung des anderen Menschen“ geben solle, dass wie bei Wolfgang Huber „das ‚Markenzeichen der Diakonie‘ darin (bestehe), dass Menschen ganzheitlich wahrgenommen werden“, dass Annette Noller „die Besonderheit diakonischen Handelns im Festhalten an der unbedingten, normativen Menschenwürde, in einer spirituellen Sinndeutungskompetenz sowie in der Verwurzelung in

kirchlich-gemeindlichen Strukturen“ festmachen möchte (ebd.: 132) oder gar Reinhard Turre moniert, „Diakonie ohne erkennbare Christlichkeit und Verwurzelung in der Kirche werde zum ... ‚sinnlosem Betrieb‘“ verkommen, das alles sind für die beiden reformierten Theologen Indizien dafür, wie das Bestreben „nach spezifisch diakonischem Profil in eine Haltung abgründiger christlicher Arroganz“ umschlägt (ebd.: 135). Und sie fragen weiter: „Warum sollte christliche Diakonie denn eigentlich partout anders sein als Formen solidarischen Helfens aus andersreligiösen oder säkularen Motiven? ... Entscheidend ist doch einzig, dass“ die soziale Dienstleistung „im Interesse und nach dem Bedarf derer, die ihrer bedürfen, erbracht wird, von wem auch immer!“ (ebd.: 136).

Hinter diesen mahnenden Worten verbirgt sich manchmal ausgesprochen, manchmal auch nur verborgen unterlegt, eine Licht-Dunkel-Typologie. Dort im Dunklen ist die säkulare Welt, der man vielfältig Schlechtes und Gottvergessenenes zuschreibt, hier im Licht ist die Kirche mit ihrer die säkulare Welt mahnenden und sich von dieser abgrenzenden Gestik. Diakonie drohe eben dem Säkularismus anheim zu fallen, kirchenabtrünnig und bekenntnislos verschlungen von der Dynamik des Wettbewerbs und der Ökonomie dümpelt sie dahin.

Es ist jetzt hier nicht der Ort, diese Argumentation auch theologisch zu hinterfragen. Ich will deshalb nur andeuten, dass ich meine: Erst wenn man sich theologisch positionell davon gelöst hat, dass zur sozialen Handlung in der sogenannten „säkularen Weltlichkeit“ noch etwas Ergänzendes, eine Art theologisch kommentierende Weihe hinzukommen muss, kann man sich der theologischen Reflexion und Würdigung der Handlung selber zuwenden. Aber das lass ich jetzt. Der zweite Einwand betrifft die Verklärung der Vergangenheit: Wenn so gegen den Wettbewerb und die nach Regeln der

Ökonomie zu gestaltende diakonische Praxis gewettert wird, was, so meine Frage, wollen die, die ob im kirchlichen oder diakonischen Berit diese Klage führen, denn alternativ? Da wäre eine Antwort: Wir wollen zurück zu den guten Zeiten des Selbstkostendeckungsprinzips. Aber ist das wirklich redlich? Wir hatten auch zu jener Zeit, also noch vor der Einführung der Pflegeversicherung, durchaus Wettbewerb, wenn auch eng reguliert im Wettstreit der Wohlfahrtsverbände. „Neue Anbieter kamen nicht auf den Start [...] Und das Angebot wurde so verknappert, dass Vollbelegung garantiert war.“ (Dopheide 2017) Neue Pflegeheime gab es nur bei eine nachweislich zu beatragenden Bedarfsbestätigung. Beides ging zu Lasten der Nutzer. „Entsprechend sahen unsere Heime bis zu Mitte der 90er Jahre dann auch aus. Muffig, schlecht unterhalten, in der Luft eine Mischung aus Urin und Bohnerwachs.“ (Ebd.) Das Ganze dann meist getragen von den Kirchengemeinden, die sich wie gesagt nach Einführung der Pflegeversicherung reihenweise aus dieser Arbeit verabschiedeten und ihre Einrichtungen missmutig und überfordert an die Diakonie abgaben, um ihnen späterhin dann den Vorwurf nachzusenden, dass sie sich der Ökonomie verschrieben habe.

Aber Caritas und Diakonie stehen nicht alleine unter moralischer Anklage. Es gibt auch andere Bekenntnisformate, die warnend und abfällig vor der Praxis der Freien Wohlfahrtspflege warnen, nicht nur bei Caritas und Diakonie, sondern auch bei der Arbeiterwohlfahrt und dem Paritätischen. Es ist die mir analytisch durchaus sympathische linkssoziologische Schule, die die Verbändepraxis der Sozialen Arbeit kritisch auf ihre systemstabilisierende Logik hin betrachtet: Ist der Mensch in der Sozialen Arbeit nur im Mittelpunkt hinsichtlich der Zielperspektive, ihn wieder funktionstauglich zu präparieren für die Gesetzmäßigkeit des Kapitalismus? Sind Prozessanstrengungen der Integration, der Inklusion, der Resozialisierung und Rehabilitation nur

Koseworte für die eigentliche Hardware, nämlich die Subjekte über Bildungsabschlüsse und Arbeitsmarktintegration heranzuführen an die Fügsamkeitsimperative der Produktion. Dient Soziale Arbeit letztlich nichts anderem als der Verwertbarkeitslogik des Kapitalismus und ist damit einem Reparaturbetrieb vergleichbar, der aus ausrangierten Fahrzeugen wieder fahrtüchtige Mitläufer machen soll?

Ich sage dazu: Ja, die Gefahr besteht. Sie besteht in der Sozialen Arbeit ebenso wie in den Bildungsinstitutionen, ja auch der Bologna-Prozess mit seiner Entwicklung zu einem europäisch standardisierten BA- und MA-Studiengangssystem ist nicht frei von diesen Verwertungsimperativen, Studienzeit zu verkürzen und die Freiheit der Lehre zu Gunsten einer kontrollierten und standardisierten Studienmechanik preiszugeben. Also stehen auch die professoralen Kritiker des Systems nicht außerhalb, sondern mitten in den Instanzen, die dieses System stabilisieren.

Aber, dennoch die Frage: Was nun? Gibt es denn tatsächlich ein Entrinnen? Also wenn denn jene Analytiker recht haben, und ich glaube sie haben recht, dass das stählerne Gehäuse des Kapitalismus kaum freie Liegeplätze außerhalb bietet, dann wohl kaum. Aber weiter gefragt, gerade weil das so ist, geht es normativ nicht auch einen Gang tiefer? Ist es nicht doch eine enorm hohe Warte des Wächteramtes, ob nun aus theologischer oder marxistisch wieder aufgelegter Provenienz, jede Handlung in der Sozialen Arbeit entweder nach ihrem Bekenntnispotential oder ihrem revolutionären Gehalt zu befragen?

3. Normalisierungsstrategien sind zu befragen

Zugestanden: Die soziale Arbeit wird meist geleitet von der Vorstellung, sie leiste eine Art Hebammenhilfe für einen prozessualen Übergang der „Klienten“

von einer als defizitär definierten Ausgangssituation hin zu einer optimaleren gesellschaftlichen Platzierung. Eingliederung, Rehabilitation, Resilienzförderung, Inklusion, Integration, Resozialisierung, das alles sind der Sache nach artverwandte Metaphern für Prozesse, die dem Ziel verschrieben sind, die gesellschaftlichen Teilhabe zu stärken. Es ist als gesamtgesellschaftliche Maxime prägend und facettenreich fixiert, dass der Normalitätsstandard für diese gesellschaftliche Teilhabe ein Leben im Status der Erwerbsarbeit ist. Das System der sozialen Sicherung, die Frage nach Status, Anerkennung und sozialer Resonanz, die biografische Rhythmisierung und Taktung von Tag, Woche, Monat, Jahr bis zur Trennung von Arbeitsleben und Rente, das alles zeigt an, welche dominante Rolle Erwerbsarbeit wirtschaftlich, sozial, biografisch und für die gesellschaftliche Teilhabe spielt. Die Bildungssozialisation hat demgegenüber schon lange keine eigenständige Rolle mehr, sondern sie dient – vielfach in politischen Dokumenten belegt – dieser perspektivischen Integration in den ersten Arbeitsmarkt. Insofern geht es mit den Themen Bildung und Arbeit um die beiden zentralen Faktoren, die über die gesellschaftliche Teilhabeperspektive entscheiden, zumindest wenn man sich der Definition der Mehrheitsgesellschaft fügen will. Es ist daher nicht von der Hand zu weisen, dass die Soziale Arbeit in vielen Handlungsbereichen die maßgebliche Zielperspektive hat, ihre Klientel stabil in den Status der Erwerbsarbeit zu befördern, damit jene sich als erfolgreiche gesellschaftliche Subjekte im unauffälligen Normalisierungsstatus wiederfinden. Ich würde behaupten, dass diese Strategie nicht nur oft ohne weitere kritische Reflexion, sondern zudem natürlich voll im Sog der Erwartungshaltung der Kostenträger gefahren wird. Hier wäre in der Tat den Praktikern dringend geraten, sich hin und wieder diesem Sog zu entziehen und selbstkritisch zu prüfen, ob und

inwiefern sie denn wirklich die Willensbildung der Klientel im Mittelpunkt haben.

4. Das Trilemma der Sozialen Arbeit

Die in Bielefeld lehrende Pädagogin Mai-Anh Boger hat die Motivationsebenen der Sozialen Arbeit an der Thematik der Inklusion entfaltet und an drei Leitkategorien verankert. Danach basieren Ansätze inklusionsaffiner Sozialer Arbeit primär auf dem Leitgedanken 1. des Empowerment, 2. der Normalisierung und 3. der Dekonstruktion, wobei diese Ansätze nicht beliebig kombinierbar sind (vgl. Boger 2015: 51ff.). Kurz umrissen meint ein Inklusionsverständnis im Sinne der Strategie des *Empowerment*, dabei zu helfen, dass die Klientel einen Prozess der Selbstermächtigung durchläuft, der Ich-Stärkung und des Zutrauens zur eigenen Selbstwirksamkeit (vgl. ebd.: 52). Die Kategorie der *Normalisierung* zielt darauf ab, der Klientel die Erfahrung zugänglich zu machen, „als normaler Mensch gesehen zu werden“, also „ganz normal behandelt“ zu werden (ebd.). Die *Dekonstruktion* verstärkt die Klientel darin, dezidiert die dichotome Gegenüberstellung von „normal“ und „anormal“, von sozialisiert und nicht sozialisiert abzulehnen und könnte auch als der Versuch verstanden werden, Stabilisierung durch ganz bewusste Abgrenzung vom Lebensstil und dem Wertekanon der Mehrheitsgesellschaft zu erreichen. Interessant bei Boger ist die These, dass sie jeweils nur zwei dieser Leitbilder für kombinierbar hält und damit indirekt auch die Frage aufwirft, ob wir uns jeweils über diese Leitbilder im Klaren sind und uns ausreichend für ihre Praxisorientierung legitimiert haben. Angelehnt an Bogers Systematisierung ergeben sich auch für die Soziale Arbeit drei Ansatzpunkte der Kombinationen:

4.1 Soziale Arbeit als Empowerment und Normalisierung

Wird die Erfolgsbemessung der eigenen Sozialen Arbeit primär auf die Integration in den ersten Arbeitsmarkt fokussiert, so gelten alle Anstrengungen des Empowerment letztlich der Herstellung eines Status unauffälliger Normalisierung. Dieser gilt dann als erreicht, wenn es jenen Personen gelungen ist, sich den Anforderungen des ersten Arbeitsmarktes zu stellen, einer sozialversicherungspflichtigen Beschäftigung nachzugehen und insofern durch Leistungserbringung und Marktfähigkeit ihre für das Arbeitsmarktsystem tragfähige Tauglichkeit unter Beweis zu stellen. Zugleich beinhaltet eine solche Strategie grundsätzlich eine affirmative, die Leistungslogik eines ökonomisch verwertbaren Tausches von Arbeit gegen Geld akzeptierende Grundhaltung, die nicht selten von jener anthropologischen Assoziation gestützt wird, dass der Mensch erst durch Arbeit seine Bestimmung und sein eigentliches Wesen zur Entfaltung bringen kann. Es gilt jedenfalls: Diese Strategie der Kombination von Empowerment und Normalisierung dekonstruiert nicht die vorherrschende, gesellschaftliche Wertesystematik, dass ein Leben in Arbeit jedweder Alternative vorzuziehen ist.

4.2 Soziale Arbeit als Normalisierung und Dekonstruktion

Die Maxime dieser Kombination ist mit dem bekannten Satz: „Es ist normal, verschieden zu sein“, populär auf den Nenner gebracht. Es geht darum, „den Begriff ‚Normalität‘ ad absurdum zu führen und ihm dadurch seine Macht zu nehmen“ (ebd.: 56). Bezüglich der Sozialen Arbeit beispielsweise in der Wohnungslosen- und Straffälligenhilfe wäre eine solche Leitkategorie getragen davon, jedwede Wohnform, auch auf der „Platte“ und jedwede Lebensform, eben auch jenseits von Arbeit in den Definitionsraum von Normalität

einzu beziehen. Die Empowermentstrategie ist hierbei ausgeschlossen, lebt sie doch - kontraproduktiv zu dieser Strategie - von dem Impuls, Normalität an üblichen Standards wie einem festen Wohnsitz und einer wie auch immer geregelten Arbeit festzumachen, die beide das Ziel sozialimpulsiver Interaktion sind.

4.3 Soziale Arbeit als Dekonstruktion und Empowerment

Die Kombination von Empowerment und Dekonstruktion ist eine, die das Wertesystem der Mehrheitsgesellschaft subversiv dekonstruiert. Ihre Vitalität speist sich aus der abgrenzenden Maxime, nicht „dazu“ gehören zu wollen und die gönnerhaft zugestandene Teilhabe am Etablierten abzulehnen. Die durch Empowerment forcierte Vergewisserungsstrategie durch die Soziale Arbeit dient dann der „positiven Besetzung selbstgewählter Exklusion“ (z.B. in Gruppen der Selbstverwaltung) und der „bedingungslosen Akzeptanz von Andersheit“ (ebd.: 58). Sie schüttelt das Phlegma der Ohnmacht ab und verweigert sich jeder Form der Erklärung, der Fürsorge oder der pädagogischen Bemühungen um einen „Seitenwechsel“ ins Reich der Normalität. Hier wird das Streben nach „Normalität also ganz bewusst ausgeschlossen, da es gerade darum geht, die Anpassung zu verweigern und die Vorstellung zu dekonstruieren, dass nicht sozialisiert weniger schön sei“ (ebd.).

5. Bilanz

Zunächst gilt m.E.: Soziale Arbeit kann nicht anders als systemimmanent das Tagewerk vollbringen. Sie ist allenfalls invasiv, bestenfalls etwas widerständig, aber letztlich gestaltet sie sich im großen Rahmen ordnungspolitischer und

sozialgesetzlicher Vorgaben. Das zu realisieren, schützt zumindest hier und da vor einem zu hohen berufsethischen Anspruch und kann kleinteilig auch im Dienst einer Burnout-Prophylaxe stehen, ein Krankheitsbild, das bei den Berufsträgerinnen und Berufsträgern der Sozialen Arbeit nicht selten ist.

Dennoch ist damit nicht dem Erfahrungszynismus oder Fatalismus das Tor geöffnet. Die Soziale Arbeit sollte sich wenigstens so weit wie möglich durch die Willensbildung der Betroffenen legitimieren und sich nicht *einer* Vorstellung dominant verschreiben. Es geht also letztlich um eine Art von *Empowerment im Sinne der Selbstbefähigung* der Betroffenen, dass sie gestützt und gestärkt werden, ihre Strategie der Lebensführung zu finden, um ihre so weit wie möglich selbstbestimmte, freie und autonome Wahl treffen zu können. Ob die Integration in den ersten Arbeitsmarkt, das Verbleiben im „Normalitätsraum“ auf der Platte oder welchem auch immer als Exklusion beschriebenen Raum oder ob die dezidierte Verweigerung, sich dem Arbeitsalltag der „Normalos“ zu fügen, für das Empfinden, Bestreben und Erleben der Betroffenen von Relevanz ist, ist einzig und alleine ihre Entscheidung.

Es geht also um eine offene Kultur der Befähigung, sich als straffällig gewordener Mensch, als Wohnsitzloser, als arbeitsloser Mensch oder als psychisch beeinträchtigter für eine Variante der Teilhabe entscheiden zu können. Das setzt auch voraus, dass die These dekonstruiert wird, als sei gesellschaftliche Teilhabe alleine und in jedem Fall durch Integration in den ersten Arbeitsmarkt gewährleistet.

Überhöhte Normierungen, welcher Art auch immer, sind da wenig hilfreich. Sich für die Soziale Arbeit mit Menschen zu entscheiden, sollte mitdenken und bedenken, dass diese Arbeit weder im heiligen Glanz theologischer Kommentierung unablässig strahlen kann, noch dass sie tagtäglich einen

Beitrag zur quasirevolutionären Praxis leistet. Aber, sie sollte nun auch nicht blind und taub für die politischen Wirkungs- und Machtzusammenhänge sein und sich über die teilweise restriktive und sozialdisziplinierende Ausrichtung sozialstaatlicher Logik verständigen. Diese Verständigungs- und Vergewisserungsstrategien kommen nach meiner Wahrnehmung bei vielen Trägern der Freien Wohlfahrtspflege viel zu kurz. Stattdessen wird die Arbeit mit Hilfe von hochglanzpolierten Programm- und Jahresberichten ideologisiert und die täglichen Problemstellungen und ethisch-normativen Konflikte der Beschäftigten werden großzügig tabuisiert.

Es gibt hier eine sehr unterentwickelte und oft in der devoten Haltung der Leistungserbringer verstummte Perspektive für die Soziale Arbeit und das betrifft die Skandalisierung von Ausgrenzungsprozessen, denen oftmals die Betroffenen unterliegen, denen sie nicht entfliehen können, sondern die es für sie oft nur reaktiv zu meistern gilt.

Es sollte gerade mit Blick auf die tagtägliche Erfahrung mit den Betroffenen auch gelingen, zu benennen und zu skandalisieren, welche Ausgrenzungsaktivitäten in unserer Gesellschaft tagtäglich praktiziert werden. Es geht um einen Arbeitsmarkt, der für viele Menschen verschlossen ist, reihenweise prekäre Lebensverhältnisse generiert und andere, die daran teilhaben ins Burnout jagt. Die „freie Wohnungswahl“ ist ein Euphemismus insbesondere in Großstädten, weil die Mietpreissegregation Menschen mit dürftiger Finanzlage in die Randlagen katapultiert. Und schließlich gilt: Die einseitig auf Leistung, Wettbewerb und Konkurrenz zentrierte Gesellschaft produziert systematisch Verlierer und das hebt bereits in unserem auf Separation fixierten, dreigliedrigen Schulsystem an.

Insofern, wenn Soziale Arbeit den Menschen im Mittelpunkt haben will, dann geht es nicht nur um die Arbeit mit den Betroffenen, und es geht nicht nur um Methoden der Sozialtechnik, der Empathie, der Resilienz oder wie auch immer die neuen Heils- und Zauberwörter der Sozialtechnik heißen mögen, sondern diese Arbeit braucht auch zu ihrer Verortung, aber zur Erfassung ihrer Wirksamkeitsgrenzen, ein umfassend politisches Verständnis von den Funktionszusammenhängen der Sozialen Arbeit im Kontext eines flexiblen Kapitalismus. Die ein oder andere Skandalisierung ist durchaus möglich, ohne dass damit schon das große Ganze verändert wird, aber eine auf Dauer öffentlich stumm geschaltete Wohlfahrtspflege sollte es nicht geben.

Die schöne Grundthese, dass in der Sozialen Arbeit der Mensch im Mittelpunkt steht, verkommt zur Ideologie, wenn sie nicht immer wieder reflexiv kritisch hinterfragt wird. Dem Grunde nach gilt jedenfalls: Die Arbeit lohnt sich, kann Begegnung schaffen, zwischenmenschliche Erfahrung, Resonanz und sogar Sinn, auch wenn sie nicht so gut bezahlt wird wie jene, bei der das Geld, die Technik und der Markt im Mittelpunkt stehen, aber das wissen sie ja, das ist eben der Preis, wenn der Mensch im Mittelpunkt steht. Und das ist auch eine bezeichnende Wertehierarchie unserer Gesellschaft. Also, Sie sehen, zu skandalisieren gibt es genug.

Literaturverzeichnis

Boger, Mai-Anh (2015): Theorie der trilemmatischen Inklusion, in: Schnell, Irmtraud (Hrsg.): Herausforderung Inklusion. Theoriebildung und Praxis, Bad Heilbrunn, S. 51-62.

Dopheide, Christian (2017): Beitrag zum Kolloquium „Spannungsfelder in der Diakonie“ zu Ehren von Prof. Dr. Gerhard K. Schäfer, Rede am 7.04.2017 (unveröffentlicht).

Rüegger, Heinz; Sigrist, Christoph (2011): Diakonie – Eine Einführung. Zur theologischen Begründung helfenden Handelns, Zürich.